

OLAF MÜLLER

ZWISCHEN ANSPRUCH UND WIRKLICHKEIT: WERTEFORSCHUNG (IN ÖSTERREICH), QUO VADIS?

POLAK, R., Hrsg. (2011) *Zukunft. Werte. Europa: Die europäische Wertestudie 1990–2010: Österreich im Vergleich* (Wien, Köln & Weimar: Böhlau) 341 S., 24 cm, ISBN 978-3-205-78732-7, € 35.

(Unter)titel und Klappentext des von Regina Polak herausgegebenen Sammelbandes versprechen einen Überblick über die Wertelandschaft in Österreich im europäischen Vergleich auf der Basis der Daten der Europäischen Wertestudie (EVS). Der Leser darf mithin eine Bestandsaufnahme der vorgefundenen Wertmuster hinsichtlich verschiedener Bereiche des Lebens und der Gesellschaft samt deren Entwicklung innerhalb der letzten zwanzig Beobachtungsjahre (1990–2010) erwarten – und wird, was viele Beiträge für sich genommen betrifft, durchaus nicht enttäuscht. Der Band enthält eine Reihe von interessanten und informativen Beiträgen und überrascht zudem mit einigen originellen Einzelbefunden. Das ist an sich nicht wenig – als Gesamtkonzept überzeugt das Buch dennoch nicht.

Aber der Reihe nach: Das Buch ist oberhalb der Ebene der einzelnen Beiträge in verschiedene Teilbereiche aufgegliedert. Der Einleitung folgt zunächst der Teil „Grundlagen“, dann ein „empirischer Überblick“, schließlich ein „Vertiefung“ genannter Teil. Den Abschluss bilden die „Perspektiven“. Die Einleitung (R. Polak) widmet sich u. a. der Erläuterung des Hintergrundes, des Ziels und der Fragestellungen der Studie. Letztere beinhalten nicht nur die Analyse des Standes, der Entwicklung und der Bestimmungsgründe der „Werteinstellungen“ der ÖsterreicherInnen im europäischen Vergleich, sondern schließen auch Fragen nach möglichen zukünftigen Szenarien und Handlungsperspektiven ein (13). Die ersten beiden Beiträge innerhalb des Grundlagenteils reflektieren Begrifflichkeiten, Möglichkeiten und Grenzen der Werteforschung aus der Perspektive unterschiedlicher Disziplinen, wobei nicht nur theoretisch-konzeptionelle, sondern auch normative und ethische Fragen zur Sprache kommen (R. Polak: ‘Grundlagenfragen und Situierung des Diskurses’; C. Mandry: ‘Werte und Religion im Europäischen Wertediskurs’). Die dritte Abhandlung innerhalb dieses Teils (W. Arts & L. Halman: ‘Value Research and Transformation in Europe’) bietet einen Abriss der sozialwissenschaftlichen Werteforschung im Rahmen des EVS und verbindet diesen mit einer ersten empirisch fundierten Darstellung des Standes und der Entwicklung der Wertvorstellungen in Europa. Der Bereich ‘Empirischer Überblick’ enthält Beiträge zu den Themen Familie und Partnerschaft (E. Kropf & E. Lehner), Leistungsethik und Arbeit (C. Scheid & K. Renner), Demokratie, Politik und Migration (S. Rosenberger & G. Seeber) sowie Religiosität

(R. Polak & C. Schachinger). Die „Vertiefungen“ widmen sich den Fragen ‘(Groß) Städte in der Wertelandschaft’ (J. Dangschat), ‘Familienkulturelle Modelle zu Geschlechterrollen und Kinderbetreuung’ (B. Pfau-Effinger) sowie ‘Migrationshintergrund als Differenzkategorie’ (B. Perchinig & T. Troger).

Im Rahmen einer Rezension eines Sammelbandes können nicht alle Einzelbeiträge umfassend diskutiert werden. Hervorgehoben werden soll an dieser Stelle der Beitrag von Arts und Halman, der in systematischer und gut nachvollziehbarer Weise die theoretisch-konzeptionellen Grundlagen des EVS inklusive diverser Perspektivverschiebungen zwischen den einzelnen Wellen aufzeigt und anhand einer Replikation der ursprünglich von HAGENAARS und seinen Kollegen (2003) entwickelten allgemeinen europäischen „Wertekarte“ (*basic values map*) einen aktuellen Einblick in die europäischen Wertemuster gewährt. Dem Vorhaben des Sammelbandes Rechnung tragend, steht Österreich dabei besonders im Fokus. Was das entsprechende Werteprofil seiner Bevölkerung betrifft, so siedelt sich Österreich im europäischen Vergleich mehr oder weniger „in der Mitte“ an. Dies traf schon in Bezug auf die „klassischen“ Inglehartschen Unterscheidungen zwischen religiös-traditionalen und rational-säkularen Orientierungen (*religious-traditional vs. rational-secular*) sowie Überlebens- und Selbstentfaltungswerten (*survival vs. self-expression*) zu (95; vgl. auch INGLEHART & WELZEL 2005) und gilt im Wesentlichen auch für die neuere Version von HAGENAARS und seinen Kollegen, die zwischen den Faktoren „Autonomie – sozialer Liberalismus“ (*autonomy – social liberalism*; steht u. a. für die Wertschätzung von persönlicher Autonomie, die Emanzipation der Frau, Toleranz gegenüber anderen ethnischen Gruppierungen, sexuelle Selbstbestimmung, Befürwortung demokratischer Prinzipien und hohes Umweltbewusstsein) und „normativ-religiös“ (*normative-religious*; charakterisiert etwa durch überdurchschnittliche Religiosität, Betonung der Institutionen Ehe und Familie, Ablehnung von Abtreibung, Befürworten von Autoritäten, Vertrauen in Institutionen, Ablehnung von illegalen Aktionen und hedonistischem Verhalten) unterscheiden. In Bezug auf die beiden letztgenannten Dimensionen ähnelten die ÖsterreicherInnen um die Jahrtausendwende in ihren moderaten Positionen den Befragten in Belgien, Frankreich, Deutschland, Großbritannien, Slowenien und Kroatien und waren auch zuletzt, so die Schlussfolgerung für das Befragungsjahr 2008, weniger normativ-religiös orientiert als die Menschen in Südeuropa und in den meisten osteuropäischen Ländern, aber strikter als die Befragten in den nordeuropäischen Staaten (95).

Dass Österreich in Bezug auf die Wertorientierungen seiner Bevölkerung in vielerlei Hinsicht „unauffällig“ im europäischen Durchschnitt liegt, zeigt sich teilweise auch im Beitrag von Rosenberger und Seeber. Anders als bei der auf allgemeinere Werte abzielenden *basic values map* fand sich Österreich mit Blick auf die Werte und Einstellungen gegenüber der Politik und der Demokratie zuletzt (2008) aber hier interessanterweise vorrangig in Nachbarschaft zu Ländern wie Finnland, Italien und Griechenland wieder (was sich, insbesondere hinsichtlich der weniger stabilen Einstellungen etwa zur Performanz des politischen Systems, vor dem Hintergrund der Auswirkungen der jüngsten Finanz- und Wirtschaftskrise in den einzelnen Län-

dem inzwischen geändert haben mag). Als österreichisches Spezifikum machen die Autoren ein durchgängig hohes politisches Interesse aus, was sie aber auch darauf zurückführen, dass just zu allen drei Befragungszeitpunkten des EVS Nationalratswahlkämpfe stattgefunden haben, die die entsprechenden Werte möglicherweise kurzfristig nach oben getrieben haben (174). Für diese These spricht, dass dieses hohe Interesse nicht mit einer entsprechenden Bereitschaft zur politischen Partizipation korrespondiert (173ff.). Eine zweite Beobachtung lässt dann doch aufhorchen: Auch wenn sich Österreich damit dem europäischen Niveau nur „verspätet“ anzunähern scheint und die Tendenz auch vor dem Hintergrund der nach wie vor überwältigenden allgemeinen Zustimmung zum Prinzip der Demokratie (1999: 96 %; 2008: 92 %) keinen akuten Anlass zur Besorgnis um die Systemstabilität liefert, erweisen sich der überdurchschnittlich starke Rückgang der Zufriedenheit mit der Demokratie (1999: 77 %; 2008: 53 %; im Vergleich Westeuropa insgesamt: 1999: 58 %; 2008: 49 %) und der überdurchschnittlich hohe Anstieg in Bezug auf den Wunsch nach einem starken Führer zwischen 1999 und 2008 als weitere Besonderheiten. Inwieweit dies tatsächlich nur eine Angleichung an den europäischen „Normalzustand“ nach langen Zeiten der „Hyperstabilität“ darstellt (187), muss abgewartet werden. Besorgniserregend ist in jedem Fall der gleichzeitige starke Anstieg von vorurteilsbeladenen Einstellungen gegenüber Migranten allgemein und Muslimen im Besonderen, die Österreich mittlerweile in Westeuropa den unrühmlichen Spitzenplatz in dieser Kategorie eingebracht haben (182–83).

Die Frage, inwieweit das um sich greifende Unbehagen gegenüber dem zunehmenden ethnischen und religiösen Pluralismus (und besonders gegenüber dem Islam) auch auf ein Gefühl des Verlustes der „eigenen“ kulturellen und religiösen Grundlagen zurückzuführen ist, ist bisher noch kaum systematisch untersucht worden, erscheint angesichts der auch im Beitrag von Polak konstatierten „Erosion kirchlich-gebundener Religiosität“ (195) aber durchaus berechtigt. In Bezug auf die Interpretation des Wandels des religiösen Feldes schüttet Polak dann aber wohlwunderweise das Kind nicht gleich mit dem Bade aus und räumt gleichzeitig mit einem Mythos der zeitgenössischen (west)europäischen Religionsforschung auf: Dem Hinweis, dass Religiosität heute nach wie vor weitgehend konfessionell geprägt ist und von einer „umfassenden Entkoppelung und einem großen ‚neureligiösen‘ Feld . . . derzeit noch keine Rede sein“ kann (207), kann man nur zustimmen. Die Behauptung allerdings, dass sich die Religiosität in Europa im Langzeitvergleich länderspezifisch zwar unterscheidet, aber in den vergangenen beiden Dekaden im Großen und Ganzen eher stabil dargestellt hat (196ff.), erscheint angesichts der empirischen Befunde dann wiederum etwas zu pauschal und in Bezug auf Westeuropa auch zu „optimistisch“. Erstaunlicherweise bezieht Polak hier sogar den Kirchgang mit ein, der doch (neben der Konfessionszugehörigkeit) als einer der zentralen Indikatoren für die kirchlich gebundene Religiosität gilt, deren Erosion sie gleichzeitig feststellt. Und ein genauerer Blick zeigt dann auch, dass in diesem Bereich teilweise dramatische Abbruchprozesse stattgefunden haben. Dies gilt für Westeuropa als Ganzes, für Österreich aber noch einmal in besonderem Maße. Schon bei den Daten, die Polak

präsentiert, verringert sich der Mittelwert des von ihr verwendeten Kirchgängindicators in sieben von neun westeuropäischen Gesellschaften, für die Daten im Zeitverlauf vorliegen (vgl. 200, Graphik 19). Noch deutlicher würde sich die Tendenz herauskristallisieren, wenn man weitere Länder bzw. Gebiete wie Spanien, Irland, Großbritannien, Island oder Nordirland einbezöge. Was Österreich betrifft, so hat sich der Anteil der (moderat) regelmäßigen Kirchgänger, die mindestens einmal im Monat den Gottesdienst besuchen, zwischen 1990 und 2008 von 44 auf 29 % verringert; der Anteil derjenigen, die zu diesem Zwecke überhaupt nicht mehr in die Kirche gehen, ist im gleichen Zeitraum von 17 auf 32 % gewachsen. Höhere bzw. ähnlich hohe Verluste hatten in diesen Jahren nur die Kirchen in Spanien, Irland und Nordirland zu verzeichnen (eigene Berechnungen auf der Basis des EVS 2008).

Diese wenigen exemplarischen Ausführungen sollten zumindest angedeutet haben, dass sich in dem Buch eine Fülle an interessanten Belegen und Aussagen findet, die zum weiteren Nachdenken und Diskutieren einladen. Dennoch funktioniert das Buch, wie am Anfang bereits erwähnt, als „Gesamtkunstwerk“ nicht. Schon in der Einleitung (R. Polak) beschleicht den Leser diesbezüglich ein ungutes Gefühl. Um das Problem zu verdeutlichen, lohnt sich ein längeres Zitat. So heißt es wörtlich:

Um die Stärke der Interdisziplinarität zu fördern, wurde den AutorInnen die Wahl der theoretischen wie methodischen Annäherung an die übergreifenden Fragestellungen weitgehend freigestellt. Dies führt zu gewissen Widersprüchen und Differenzen zwischen den einzelnen Beiträgen. . . . Die themenspezifisch konkretisierten Fragestellungen, die fachlichen Zugänge, Interessenslagen und Einschätzungen der ExpertInnen für die einzelnen Themenbereiche erwiesen sich nach einer ersten gemeinsamen Ergebnisanalyse als sehr heterogen. (13–14)

Ob diese Anmerkungen nun als besonderer Ausdruck wissenschaftlicher Redlichkeit und Selbstkritik oder aber als Versuch, hier eine Schwäche als Stärke zu verkaufen, gelesen werden müssen, mag jeder selbst entscheiden. Auf jeden Fall kontrastiert diese Einschätzung, die m. E. das zentrale Problem des Bandes treffend auf den Punkt bringt, auf merkwürdige Weise mit den weit ausgreifenden und anspruchsvollen Forderungen, die in den beiden Grundlagenbeiträgen von Polak und Mandry an die Werteforschung herangetragen werden. Hier werden Maßstäbe angelegt, die aus der jeweiligen philosophischen, ethisch-normativen, geschichtswissenschaftlichen oder theologischen Perspektive durchaus ihre Berechtigung haben mögen; in ihrer Massivität überfrachten diese Anforderungen die „konkrete“, empirische Werteforschung aber derart, dass sie nur daran scheitern kann. Zwar deutet Polak mit ihrem Plädoyer für einen „transformationstheoretischen“ Zugang zur Interpretation des Wertwandels (39ff.) einen alternativen Zugang an; dieses Konzept bleibt jedoch zumindest im Rahmen der Ausführungen in diesem Band ziemlich vage (die Autorin bezeichnet es selbst als „noch nicht . . . ausgegoren“; 46) und lässt sich zudem in praktisch keinem der empirischen Beiträge (den Beitrag der Herausgeberin zum Thema Religiosität eingeschlossen) wiedererkennen.

Die Freiheit, die den Autoren offenbar in jeglicher Hinsicht zugestanden wurde, führte darüber hinaus dazu, dass im Rahmen dieses Bandes auch Themen behandelt werden, die sich auf der Basis der EVS-Daten nur sehr eingeschränkt bzw. überhaupt

nicht bearbeiten lassen. Dies betrifft etwa den (vom Ansatz her zweifellos sehr interessanten und innovativen) Beitrag von Dangschat, der sich der Frage zuwendet, ob sich die (Groß)stadt, wo Modernisierungsprozesse früher und intensiver stattfinden, auch als Ort erweist, wo der Wertewandel am deutlichsten sichtbar wird (226). Aus Sicht seiner gewählten Fragestellung zwingend, aber mit wenig Gespür für die diesbezüglichen Grenzen allgemeiner Bevölkerungsumfragen fordert er dazu vom EVS eine „Repräsentativität auf niedrigerer Ebene“ ein, die er bereits zu Beginn seines Beitrages als nicht gegeben konstatiert (227ff.) – was ihn nicht daran hindert, die Daten trotzdem zu verwenden. Dass dabei mitunter die merkwürdigsten Ergebnisse herauskommen, verwundert wenig. Wenn dann praktisch alle Resultate, die den theoretischen Erwartungen zuwiderlaufen, mit frappierender Selbstverständlichkeit auf Unzulänglichkeit der Daten bzw. der Erhebungsmethode zurückgeführt werden („denn warum sonst sollten die WienerInnen so deutlich weniger Wert auf Erziehungsorientierungen legen als Menschen in den anderen Großstädten?“; 243, Fn. 45), bleibt der Erkenntniswert des Beitrages allerdings gering. Mit seiner Meinung vom EVS (und von der quantitativen Sozialforschung insgesamt?) hält Dangschat dann auch gar nicht hinterm Berg; spätestens auf Seite 248 bricht der im Laufe der Arbeit an diesem Beitrag offenbar angestaute Ärger aus ihm heraus, wenn von „teilweise in hanebüchener Weise“ abgefragten Wertekategorien, „offensichtliche[n] Fehlern im Fragebogen“, „Schlampereien in der Feldforschung“, der „mangelhaften Abbildung der Realität im Datensatz“ und überhaupt dem „Problem der als ‚objektiv‘ eingeordneten quantitativen Sozialforschung nach dem kritischen Rationalismus“ die Rede ist.

Während man im letzten Fall geneigt ist zu fragen, wer den armen Mann denn bloß gezwungen hat, im Rahmen dieses Buches und auf der Basis dieser Daten diesen Beitrag zu verfassen, ist die Entscheidung von Perchinig und Troger immerhin als konsequent zu bezeichnen: Aufgrund der offensichtlich mangelhaften Eignung der EVS-Daten für ihre Fragestellung bearbeiten sie diese gleich anhand anderer Datenbestände. Um auch hier einem Missverständnis vorzubeugen: Das Thema „Migrationshintergrund“ (bzw. genauer dessen semantische Verwendung in den Sozialwissenschaften und dessen Wirksamkeit als konstituierender Faktor für Werte und Orientierungen), dem sich die Autoren widmen, ist heutzutage selbstredend – gerade auch hinsichtlich seiner theoretischen und methodischen Bedeutung für die Werteforschung – gar nicht hoch genug einzuschätzen. Auch ist der Verweis vollaufberechtigt und wichtig, dass Personen mit Migrationsgeschichte in Bevölkerungsumfragen wie dem EVS immer noch zu wenig Beachtung geschenkt wird. Und an der inhaltlichen Argumentation und Vorgehensweise ist ebenfalls überhaupt nichts auszusetzen – der Artikel stünde einer Publikation zum Thema „Migration in Europa“ gut zu Gesicht. Aber passt er ins Gesamtgefüge des hier zu besprechenden Bandes?

Als Fazit bleibt festzuhalten: Das Buch hinterlässt beim Leser einen ambivalenten Eindruck. Auf der einen Seite enthält es überwiegend interessante, originelle und qualitativ hochwertige Einzelbeiträge; auf der anderen Seite erscheint es als Ganzes

dann eben doch „nur“ als ein weiterer „Sammelband“. Eine Klammer zwischen den sehr anspruchsvollen Überlegungen im Grundlagenteil und den empirischen Beiträgen existiert ebenso wenig wie irgendeine Verbindung letzterer untereinander. Man hätte diesen doch etwas enttäuschenden Gesamteindruck vermeiden können, indem man von Beginn an „den Ball etwas flacher gehalten“, sich wenigstens auf eine rudimentäre konzeptionelle Systematik geeinigt und zumindest die Möglichkeiten der „konventionellen“ Werteforschung besser ausgeschöpft hätte.¹ Einer kritischen und fairen Diskussion des derzeitigen Konzeptes des EVS hätte dies alles nicht im Wege gestanden – nur wäre der angemessene Platz dafür ein abschließender Ausblick gewesen (und nicht schon der hinführende, einleitende Teil). Angesichts der hier vorliegenden Melange aus Grundsatzüberlegungen, mehr oder weniger unverhohlener Fundamentalkritik am EVS sowie damit weitgehend unverbundener empirischer Einzelstudien bleibt der Leser in Bezug auf den *state of the art* und die zukünftige Entwicklung der Werteforschung (in Österreich) doch etwas irritiert bis ratlos zurück.

Referenzen

- ESPING-ANDERSEN, G. (1990) *The Three Worlds of Welfare Capitalism* (Princeton: Princeton UP).
 HAGENAARS, J., L. HALMAN & G. MOORS (2003) 'Exploring Europ's Basic Values Map' in W. ARTS, J. HAGENAARS & L. HALMAN, Hrsg., *The Cultural Diversity of European Unity: Findings, Explanations and Reflections of the European Values Study* (Leiden & Boston: Brill) 23–58.
 INGLEHART, R. & Ch. WELZEL (2005) *Modernization, Cultural Change, and Democracy: The Human Development Approach* (Cambridge, UK: Cambridge UP).

¹ Ein Beispiel etwa für eine gelungene Verknüpfung der (aggregierten) Mikrodaten des EVS mit Makrofaktoren stellt der Beitrag von Kropf und Lehner dar, der als eine der wenigen Ausnahmen auf einer theoriegeleiteten Länderauswahl beruht, welche sich an den Wohlfahrtsregimen von ESPING-ANDERSEN (1990) orientiert. Die Autoren können in der Folge empirisch zeigen, wie bestimmte Wertmuster mit institutionellen Gegebenheiten Hand in Hand gehen: So finden sich beispielsweise in Italien, das dem mediterranen Wohlfahrtsstaat zugerechnet wird, der auf dem *family* bzw. *kinship solidarity model* beruht, vergleichsweise hohe Zustimmungsraten in Bezug auf die Frage, ob Kinder verpflichtet sind, sich um kranke Eltern zu kümmern. In Schweden dagegen, mit seinem sozialdemokratischen Modell, das durch eine umfassendere staatliche Altenfürsorge gekennzeichnet ist, fällt die Zustimmung entsprechend geringer aus (111). Vor dem Hintergrund des unterschiedlichen wohlfahrtsstaatlichen Kontextes in beiden Ländern ist es dann auch plausibel, dass Treue in der Ehe und die Tatsache, Kinder zu haben, den ItalienerInnen als hohes Gut gelten, während die SchwedInnen diesen Aspekten einen vergleichsweise geringen Stellenwert zumessen (127).